Zum Buch

Dennis Milne, Londoner Ex-Cop und gelegentlicher Auftragskiller, versucht, auf den Philippinen ein neues Leben zu beginnen. Doch seine Vergangenheit lässt ihn nicht los: Wie früher nimmt er von Zeit zu Zeit Mordaufträge an. Seine Opfer sind selbst Verbrecher. Bei einem Auftrag erfährt Milne, dass sein Freund und Ex-Kollege Asif Malik in London brutal niedergeschossen wurde. Hintermann ist der dubiose Les Pope, ein korrupter Anwalt mit Verbindungen in die Unterwelt. Milne will Vergeltung um jeden Preis – um Pope zu stellen, kehrt er zurück ins winterliche London, obwohl er dort von der Polizei gesucht wird.
Schnell muss Milne feststellen, dass er bereits von diversen Killern erwartet wird. Es beginnt eine Hetzjagd durch die Straßen Londons – aber Milnes Gegner scheinen übermächtig zu sein.

Fürchtet mich ist der zweite Band der Serie um den abgründigen Helden Dennis Milne.

Zum Autor

Simon Kernick, 1966 geboren, lebt in der Nähe von London und hat zwei Kinder. Die Authentizität seiner Romane ist seiner intensiven Recherche zu verdanken. Im Laufe der Jahre hat er eine außergewöhnlich lange Liste von Kontakten zur Polizei aufgebaut. Sie umfasst erfahrene Beamte der Special Branch, der National Crime Squad (heute SOCA) und der Anti-Terror-Abteilung. Mit *Gnadenlos (Relentless*) gelang ihm international der Durchbruch, mittlerweile zählt er in Großbritannien zu den erfolgreichsten Thrillerautoren und wurde für mehrere Awards nominiert. Seine Bücher sind in dreizehn Sprachen erschienen. Mehr Infos zum Autor unter www.simonkernick.com.

SIMON KERNICK

FÜRCHTET MICH

Thriller

Aus dem Englischen
von Gunter Blank

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe A Good Day to Die
erschien 2005 bei Bantam Press, London

Vollständige deutsche Erstausgabe 11/2011
Copyright © 2005 by Simon Kernick
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlagillustration: Nele Schütz Design unter
Verwendung von Shutterstock
Umschlaggestaltung: yellowfarm GmbH, S. Freischem Satz:
KompetenzCenter, Mönchengladbach

eISBN: 978-3-641-16097-5

www.heyne.de

Für Mum und Dad

VORWORT

Ursprünglich hatte ich meinen ersten Roman *Vergebt mir* als Thriller angelegt, der für sich allein stehen sollte. Ich hatte keinerlei Absicht, meinen Protagonisten, den gefallenen Cop und nebenberuflichen Auftragskiller Dennis Milne, weiterzuverwenden. Am Ende der Geschichte entkam Milne der Justiz und setzte sich auf die Philippinen ab – ein Land, das ich ohne großes Nachdenken als passenden exotischen Zufluchtsort ausgewählt, von dem ich aber nicht die geringste Ahnung hatte.

Ich dachte, das war's, Dennis, und begann mit der Arbeit an meinem nächsten Buch.

Aber einen guten – oder sollte ich sagen, üblen – Mann wird man schwer wieder los. Ich mochte diesen vielschichtigen Typen einfach und begann, ihn zu vermissen. Vielleicht, weil Dennis jede Menge Fehler hat und genaugenommen ein Mörder ist, aber trotzdem ein netter Kerl bleibt. Zumindest für mich. Meine Sympathien genießt er, weil er einen extrem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn besitzt, der ihn letztlich in seinen Killer-Job treibt, denn nur so kann er die Leute ausschalten, die er als Verbrecher identifiziert hat. Als er erfährt, dass sein alter Freund und Partner Asif Malik in London ermordet wurde und

die Kollegen nicht in der Lage sind, den Fall aufzuklären, ist es keine Frage, dass er zurückkehren muss, um herauszufinden, was hinter der Geschichte steckt.

Fürchtet mich beginnt auf den Philippinen, und um die Fakten auf die Reihe zu bekommen, flog ich hin, ehe ich mit dem Schreiben begann. Die Reise hat mir buchstäblich die Augen geöffnet.

Gleich nach unserer Ankunft bekamen mein Reisegefährte Matt und ich einen ersten Eindruck von den verrückten Verhältnissen im Inselreich. Der Wagen, der uns vom Flughafen Manila nach Süden bringen sollte, erschien einfach nicht, und so waren wir gezwungen, uns mit einem Taxi, dessen Fahrer die Gegend anscheinend noch weniger kannte als wir, auf eine halsbrecherische Fahrt zur Küste zu begeben, wo wir die letzte Fähre zur Insel Mindoro erwischen wollten.

Irgendwann erreichten wir doch den Hafen, und natürlich war die Fähre längst abgefahren. Der Pier lag verlassen in der Abendsonne. Wir überlegten schon, die Nacht im Freien zu campieren, als hinter einem leerstehenden Gebäude eine Gruppe von Männern auftauchte. Zwei der Typen trugen tatsächlich einen Lendenschurz, wie aus einem Tarzan-Film. Ohne Vorwarnung sprangen sie, noch ehe unser Fahrer flüchten konnte, zu uns ins Auto. Der Größte ließ sich auf meinen Schoß fallen und bot uns an, uns in ihrem Luxus-Speedboot nach Mindoro zu bringen.

Der Taxifahrer beschwor uns eindringlich, das bloß nicht zu akzeptieren, aber die Männer machten keine Anstalten, wieder auszusteigen. Wir saßen also fest, und so ließen wir uns, nachdem wir einen Preis von 2500 Peso

(ca. 30 Pfund) ausgehandelt hatten, auf ihr Angebot ein. Die Männer dirigierten unseren Fahrer über Nebenstraßen, auf denen kein Mensch mehr unterwegs war, zu einem moskitoverseuchten Sumpf, in dem eines der abgewracktesten Holzboote trieb, die mir je untergekommen waren. Während der Taxifahrer sich beeilte, unsere Koffer und Taschen auszuladen, hießen uns unsere neuen Freunde an Bord ihres schrottreifen Kahns willkommen und verdoppelten zur Begrüßung erst einmal den Tarif.

Die lebensgefährlich anmutende Fahrt durch eines der tiefsten Gewässer der Weltmeere dauerte drei Stunden, während derer ich mich unablässig fragte, ob wir wohl ausgeraubt und ermordet würden. Leicht hätte man unsere Leichen im tintenschwarzen Wasser versenken können, und niemand hätte je wieder eine Spur von uns gefunden. Doch schließlich erreichten wir wohlbehalten Mindoro, wo wir ungeschoren von Bord gingen, obwohl diese Hunde, die uns bereits 5000 Peso abgeknöpft hatten, noch versuchten, ein Trinkgeld für ihre Mühen herauszuschlagen.

Trotzdem war der Trip jeden Penny wert, und schnell verliebte ich mich in das fremde Eiland. Mit ihren gewaltigen, dschungelbedeckten Bergen und den immer wieder von massiven Sperren unterbrochenen Straßen, über denen zudem dauernd Hubschrauber kreisten, die nach kommunistischen Rebellen suchten, die sich nur wenige Kilometer von den eher maroden Touristenresorts im Busch tummelten, bot unsere beschauliche Insel einem flüchtigen Ex-Cop wie Dennis den perfekten Unterschlupf.

Während unseres leider viel zu kurzen Aufenthalts schrieb ich fast den gesamten ersten Teil des Buches, ehe ich nach London zurückmusste, wo mich – ganz wie Dennis im Buch – der trostlos-kalte englische Winter erwartete. Aber ich hatte genügend Energie getankt, und das Schreiben ging mir schneller von der Hand als je zuvor, obwohl ich – ganz entgegen meiner Gewohnheit – einiges am Plot änderte, um ihn mit meinen Erfahrungen in Einklang zu bringen.

Bis zum Ende wusste ich dabei selbst nicht, ob Dennis seine gewalttätige, aber auch kathartische Odyssee durch die Stadt, in der er früher zu Hause gewesen war, überleben würde. Und ich werde einen Teufel tun, es Ihnen zu verraten. Sie müssen das Buch schon lesen, und wagen Sie es ja nicht vorzublättern.

Ich hoffe, die Lektüre bereitet Ihnen ebenso viel Spaß, wie mir das Recherchieren und Schreiben.

Simon Kernick
Juni 2008

VORHER

Richard Blacklip wollte jemanden töten.

Bevor er England verlassen hatte, hatte man ihm gesagt, der Mann, dem er nun gegenübersaß, könne die notwendigen Arrangements treffen. Offenbar war dieser Mr. Kane ein Experte in solchen Dingen, und in der übervölkerten, bitterarmen Metropole Manila, wo ein Menschenleben nichts zählte, konnte man – wenn der Preis stimmte – alles bekommen. Folglich fehlte es diesem Mr. Kane nicht an einem beständigen Nachschub immer neuer Opfer. Es ging nur darum, den Preis herauszufinden.

Ein Anruf auf das Mobiltelefon von Mr. Kane hatte vor einer Stunde die Dinge in Bewegung gebracht, doch nun, da sein Gast in seinem Hotelzimmer eingetroffen war, begann Blacklip zu zweifeln. Nicht, weil er die Sache nicht durchziehen wollte (es war schließlich nicht das erste Mal), sondern weil er sich in der fremden Stadt, zehntausend Kilometer entfernt von der Heimat, einsam fühlte und sich fragte, wie er seine geheimsten Wünsche und Gedanken mit jemandem teilen sollte, den er gerade eben erst getroffen hatte.

Kane hatte zwar den Ruf, verlässlich zu sein, was aber, wenn das nicht stimmte? Was, wenn er ihn übers Ohr

hauen wollte, oder, schlimmer noch, für die Polizei arbeitete, um ihm eine Falle zu stellen? Obwohl sich Blacklip seiner Paranoia bewusst war, hieß das noch lange nicht, dass seine Ängste nicht berechtigt waren.

»Alles okay?«, fragte Kane. Seine Stimme klang ruhig und gelassen, wie dafür gemacht, sein Gegenüber zu ermutigen.

Was auch funktionierte. Blacklip lächelte und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Alles bestens«, erwiderte er mit einer Unbeschwertheit, die selbst in seinen Ohren falsch klang. »Nur die verdammte Hitze. Bin ich nicht gewöhnt.«

Im Zimmer war es heiß und stickig. Er hatte sich zwar umgezogen, den Deckenventilator auf Maximum gedreht und die Jalousien heruntergelassen, um die brennende Sonne draußenzuhalten, doch nichts davon schien etwas zu nützen. Er spürte die Nässe in seinen Achselhöhlen und wünschte, er hätte ein Zimmer mit Aircondition genommen. Andererseits wollte er sein Geld lieber für größere Freuden aufsparen.

Kane sagte, die Westler würden sich mit der Zeit an die Hitze gewöhnen, aber Blacklip hörte nicht wirklich zu. Er war zu sehr damit beschäftigt, seinen Gast zu mustern und gleichzeitig so zu tun, als würde er genau das nicht machen; etwas, von dem er sich einbildete, es gut zu beherrschen. Immerhin hatte er genug diskrete Observationen erlebt.

Kane war unerwartet jung, wahrscheinlich gerade mal vierzig. Er trug Jeans und ein leichtes Jackett über einem Polohemd.

Er war um einiges größer als Blacklip, schlanker, und seine gesunde Bräune und sein straffes, kantiges Gesicht ließen vermuten, dass er trainierte und viel Zeit im Freien verbrachte. Seine Haare und sein sauber gestutzter Bart waren von der Sonne ausgeblichen und noch kaum ergraut. Manche Leute mochten ihn für gut aussehend halten, auch wenn seine Augen schmal waren und zu eng zusammenstanden.

Ein kleiner Schweißtropfen rann über Kanes Stirn und machte sich auf den Weg zur Augenbraue. Als er sein Ziel erreichte, wischte Kane ihn beiläufig beiseite. Falls ihm die Hitze zusetzte, so ließ er es sich zumindest nicht anmerken. Er beendete sein Mäandern über das philippinische Klima und richtete den Blick auf Blacklip. Er schien bereit, zum Geschäft zu kommen.

Jetzt oder nie – der Augenblick der Wahrheit, dachte Blacklip und holte tief Luft. Ihm war klar, dass er ein gewaltiges Risiko einging, aber nicht minder stand ihm die potenzielle Belohnung vor Augen. Und die Lust, die er daraus ziehen würde. Die Jagd. Der Akt. Das Erlegen der Beute.

»Sie wissen, was ich suche«, sagte er schließlich. »Können Sie es besorgen?«

»Ein Mädchen, nicht wahr?«

»Korrekt.«

Kane nickte zustimmend. »Kein Problem. Ich kann Ihnen ein Mädchen besorgen.«

Blacklip räusperte sich. Ein lustvoller Schauer reizte sein Rückgrat und neckte seine Eier. »Sie muss ganz jung sein«, entgegnete er und erzitterte bei dem verbotenen Wort.

»Was immer Sie suchen, ich kann es Ihnen besorgen. Aber alles hat seinen Preis.«

Der Schauer in seinem Schoß wurde heftiger, er malte sich aus, was er bald tun würde, und der Schauer erfasste seinen Schwanz. Sein Mund war trocken, und nervös leckte er sich die Lippen.

Mit einem Anflug von Interesse sah Kane ihn an und wartete ab.

»Alles? Sie sagen, Sie können mir alles besorgen?« Blacklips Stimme war nur noch ein Flüstern, er war jetzt vollkommen auf sein Ziel fixiert, sogar die brütende Hitze hatte er vergessen. Die wenigen Quadratmeter seines winzigen, dämmrigen Zimmers bildeten jetzt die ganze Welt.

»Alles.«

Die Erwiderung kam ruhig und bestimmt. Selbstgewiss.

Blacklip spürte, dass der Mann meinte, was er sagte. Alles besorgen. Sogar ein Mordopfer.

Deshalb gab er jetzt mit einem scheuen, fast kindlichen Lachen sein Geheimnis preis. Ab und zu warf er, um sich zu vergewissern, dass er nicht zu weit ging, seinem Gegenüber einen kurzen Blick zu, doch jedes Mal lächelte Kane ihm aufmunternd zu, als wolle er ihm bedeuten, mit seinen Wünschen sei alles in Ordnung.

Als er geendet hatte, sah Blacklip Kane mit dem Blick eines Hundes an, der seinem Herrchen gefallen will. Bettelte um Verständnis. Um Anerkennung. Um den Knochen.

»Verstehe«, sagte Kane nach einer Weile.

»Können Sie das arrangieren?«

»Es wird Sie einiges kosten. Schon die Logistik. Dann das Risiko.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass man diese Gören in dieser Stadt vermissen würde. Immerhin gibt es doch mehr als genug von denen.«

»Sicher, aber die Behörden haben die Schlinge enger gezogen. Ich sage nicht, ich kann es nicht besorgen, sondern nur, dass es nicht billig wird.«

»Wie viel?«

»Fünftausend Dollar.«

Enttäuschung durchzuckte Blacklip. »Das ist verdammt viel. So viel habe ich nicht. Ich habe gehofft, es kostet vielleicht zwei.«

Kane wirkte, als würde er einen Moment nachdenken. Blacklip beobachtete ihn gierig, hoffend, er würde den Köder schlucken.

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte Kane schließlich. »Aber ich brauche eine Anzahlung, damit ich die Sache anschieben kann. Ihnen ist sicher klar, dass man solche Dinge aufwendig vorbereiten muss. Können Sie mir zweihundert geben?«

»Bitte sagen Sie mir, dass Sie es machen werden, Mr. Kane«, flüsterte Richard Blacklip.

»In Ordnung«, entgegnete Kane brüsk, als habe er seine Entscheidung getroffen. »Ich mache es für zweitausend.«

»Danke, vielen Dank«, antwortete Blacklip mit ungespielter Ehrerbietung. »Dann wollen wir mal nach dem Geld schauen, nicht wahr?«

Er ging die zwei Schritte zum Bett, öffnete seinen Koffer und kramte darin herum.

Schließlich drehte er sich wieder um.

Und sah direkt in die Mündung einer schwarzen Pistole, die auf ihn gerichtet war.

Panik verzerrte Blacklips Züge in die grotesk erstaunte Fratze eines Zirkusclowns. Seine Knie gaben nach, die Brieftasche entglitt seinen Händen und fiel zu Boden. Die Geldscheine, die er schon herausgenommen hatte, flatterten hinterher.

Sein erster Gedanke war – Polizei.

Doch niemand stürmte ins Zimmer. Es kamen auch keine Geräusche von draußen. Und auf die Pistole war ein fetter, zigarrenförmiger Schalldämpfer geschraubt, der sicher nicht zur Ausrüstung der Polizei gehörte.

Der Mann, der sich als Kane vorgestellt hatte, bewegte sich nicht und verkündete ihm auch nicht, dass er verhaftet sei. Er schwieg und schaute ihn ungerührt an.

»Nein, nein, bitte nicht!«, entfuhr es Blacklip. Seine Stimme war schrill.

»Was machen Sie da, Mr. Kane? Was soll das? Ich habe Geld. Bitte, bitte töten Sie mich nicht.«

Kane senkte die Waffe und richtete den Lauf spielerisch auf Blacklips Schritt. Sein Finger spannte sich um den Abzug.

»Warum tun Sie das? Das muss ein Missverständnis sein, bitte.« Blacklip spürte, wie es zwischen seinen Beinen feucht wurde und etwas seine Schenkel hinunterrann. Er versuchte, es zu ignorieren. Panik und Verzweiflung schnürten ihm die Kehle zu. Er spürte Galle im Mund. Er

wollte etwas unternehmen. Irgendetwas. Schreien, fliehen, den Angreifer attackieren. Aber er war unfähig, sich zu rühren. Als wäre er im Boden festgewurzelt.

Blacklip nässte sich vor Angst ein.

Der Mann schaute ihm in die Augen. Und Blacklip wusste, dass er nichts mehr zu erwarten hatte.

Aber versuchen musste er es.

»Was immer die Ihnen zahlen, ich gebe Ihnen das Doppelte.«

»Ich arbeite nicht für jeden«, erwiderte Kane und drückte ab.

Blacklip spürte ein höllisches Brennen im Schritt, als hätte jemand seinen Schwanz in die Steckdose gehalten. Er rang nach Luft und fiel aufs Bett. Mit den Händen umfasste er die blutende Wunde.

Für eine Sekunde triumphierte sein Hass über seine Angst, und er schleuderte seinem Richter mit einem giftigen letzten Zischen noch ein Wort entgegen.

»Schweinehunde!«

Dann machte der Mann einen Schritt auf ihn zu und jagte ihm zwei Kugeln in den Kopf.

Ein paar Blutstropfen sprühten auf die Wand. Als sie herunterzurinnen begannen, drehte sich der Mann um und ging aus dem Zimmer.

TEIL EINS

Insel Mindoro, Philippinen

Ein Jahr später

1

Ich saß in Tina's Sunset Restaurant und sah den Auslegerbooten nach, die gemächlich durch das klare Wasser der Sabang Bay pflügten. Plötzlich setzte sich Tomboy zu mir und bestellte bei Tinas Tochter ein San Miguel. Dann erklärte er mir, dass wieder jemand sterben müsse.

Es war fünf Uhr nachmittags, am Himmel war nicht ein Wölkchen zu sehen, und bis zu diesem Augenblick hatte ich die allerbeste Laune gehabt.

Ich versuchte ihm klarzumachen, dass ich niemanden mehr umbringen wollte, dass das ein Teil meiner Vergangenheit sei, an den ich nicht erinnert werden wollte, doch er entgegnete ungerührt, er könne das ja verstehen, aber wir bräuchten das Geld.

»Die Dinge sind nun mal, wie sie sind«, fügte er hinzu und sah mich mit dieser teilnahmsvollen Miene an, die ein Bestattungsunternehmer den Angehörigen eines Verstorbenen darbietet. Tomboy Darke war mein Geschäftspartner und hatte für jede Gelegenheit einen passenden Spruch auf Lager, sogar für einen Mord.

Wie immer um diese Tageszeit war in Tina's Restaurant nichts los. Es lag etwas abseits am Ende der Kneipenmeile, auf der sich auf Sabangs Strandpromenade

Bars und Gästehäuser drängen, und deshalb wusste ich, dass etwas im Busch war, als Tomboy sich ausgerechnet dort mit mir treffen wollte. Tina's war genau der Ort, den man aufsuchte, wenn man diskret etwas besprechen wollte. Also stellte ich meine Fragen.

»Um wen geht es?«

Er wartete, bis Tinas Tochter sein Bier abgestellt und sich wieder entfernt hatte.

»Der Typ heißt Billy Warren«, sagte er leise. »Er kommt mit dem Donnerstagsflug aus Heathrow, das heißt, er trifft am Freitagmorgen in Manila ein.«

»Heute ist Mittwoch, Tomboy.«

»Du weißt doch«, erwiderte er und fuhr sich mit den Fingern durch seine wenigen verbliebenen Haare, »die Zeit macht nur vor dem Teufel halt.«

»Was hat dieser Warren verbrochen?«

»Da halten sich alle noch völlig bedeckt. Keiner macht den Mund auf. Sieht aber so aus, als würde er wegen irgendwas abhauen. Muss ziemlich heftig sein. Wie du damals. Bloß mit dem Unterschied, dass den hier jemand tot sehen will. Der Typ hat garantiert Dreck am Stecken. Davon kannst du schon mal ausgehen.«

»Was bieten sie?«

»Dreißigtausend Dollar. Eine Menge Geld.«

Da hatte er Recht. Es war eine Menge Geld. Zumal auf den Philippinen. Unser Unternehmen, ein kleines Hotel mit angegliederter Tauchschule, machte kaum mehr als dreißigtausend Umsatz im Jahr, und dank Al-Qaidas unermüdlichen Bemühungen, die westlichen Touristen vom Fernen Osten abzuhalten, sah es nicht so aus, als würde

sich das im kommenden Jahr bessern. Wenn wir unsere Leute bezahlt, Steuern und laufende Kosten beglichen hatten, blieb uns gerade mal noch ein Drittel. Unser Paradies ist vielleicht nett, aber reich macht es uns nicht.

Ich trank einen Schluck Bier. »Jemand muss ziemlich scharf darauf sein, ihn kaltzumachen.«

Er nickte, förderte eine Packung Marlboro Lights zutage und zündete sich eine an.

»Und nicht nur das, die wollen, dass er verschwindet. Ohne Spuren zu hinterlassen.«

»Das wird in Manila aber schwierig.«

»Es wird auch nicht in Manila ablaufen. Sobald er eintrifft, nimmt er sich ein Taxi nach Batangas und von dort ein Boot nach Puerto Galera.«

Puerto Galera war die nächstgrößere Stadt in unserer Gegend und der Haupthafen von Mindoro.

»Er hat sogar schon ein Zimmer gebucht. Im California auf der East Brucal. Und im Voraus bezahlt. Man hat ihm gesagt, dass er dich dort treffen soll, du würdest ihm weitere Anweisungen geben und dazu einen Koffer voll Bargeld. Du musst ihn aus dem Hotel locken und eine kleine Spritztour mit ihm unternehmen. Von der er dann nicht mehr zurückkommt.«

»Wenn ich den Job annehme.«

»Klar«, sagte er widerstrebend. »Wenn du ihn annimmst. Aber du weißt ja, wie die Dinge stehen. Wir brauchen die Kohle. Dringend sogar. Wenn es anders wäre, würde ich dich nicht darum bitten. Und auch das weißt du.«

»Wir haben den Laden jetzt wie lange? Ein Jahr? Und

du willst, dass ich jemandem im Umkreis von fünf Kilometern das Licht ausblase. Findest du das nicht ein bisschen zu riskant?«

»Niemand wird je die Leiche finden. Wir kriegen fünfzehn Riesen Vorschuss. Und wir müssen nur ein paar Fotos vorweisen, die belegen, dass der Job erledigt ist. Anschließend bekommen wir die andere Hälfte. Und das war's dann.«

Und das war's dann – den Satz hatte ich schon mal gehört.

»Wer ist der Auftraggeber?«

»Pope. Wie beim letzten Mal.«

»Ist wohl klar, dass er das für jemand anderes arrangiert.«

Tomboy nickte zögernd. »Klar.«

Der mysteriöse Mr. Pope. Ein alter Kontakt aus Tomboys Londoner Gangster-Tagen. Zum ersten Mal war er vor einem Jahr an ihn herangetreten, nachdem er Tomboy in Sabang aufgespürt hatte, was ihn einige Mühen gekostet haben dürfte. Das Angebot lautete, einen gewissen Richard Blacklip zu exekutieren, einen britischen Kinderschänder, der sich auf der Flucht vor den englischen Behörden mit einem falschen Pass nach Manila abgesetzt hatte. Jemand, der Pope kannte und der laut Tomboy eines der früheren Opfer von Blacklip war, wollte seinen Peiniger offenbar tot sehen, und Pope hatte Tomboy gefragt, ob er einen vertrauenswürdigen Typen kenne, der den Job übernehmen könnte.

Für die meisten Leute wäre das wohl eine, milde ausgedrückt, befremdliche Bitte gewesen, doch Tomboy

Darke war ein Berufsverbrecher, der sich – obwohl er rohe Gewalt ablehnte und eher mit Tricks und Betrügereien arbeitete – jahrzehntelang in Kreisen bewegt hatte, in denen gelegentlich jemand beseitigt wurde und wo niemand überrascht war, wenn eine solche Bitte geäußert wurde.

Und natürlich kannte Tomboy genau den richtigen Mann.

Ich seufzte laut. Ich wollte nicht schon wieder in eine solche Geschichte verwickelt werden.

Tomboy nahm einen kräftigen Schluck aus der langhalsigen Flasche, sog an seiner Zigarette und schaute mich an.

»Ich weiß, dass du es nicht machen willst. Ich selbst habe auch keine Lust auf die Nummer, ehrlich. Aber es geht um eine hübsche Stange Geld, und ich sag dir, dieser Typ ist garantiert kein Engel. Er verzieht sich aus London und will sich an den Arsch der Welt retten, wo er hofft, dass ihm jemand einen Geldkoffer in die Hand drückt, damit er abgeschirmt von neugierigen Blicken ein neues Leben beginnen kann. Klingt das für dich nach jemandem, der ein reines Gewissen hat?«

In diesem Punkt hatte er nicht Unrecht, aber wenn ich eins im Leben gelernt habe, dann, dass man nichts, aber auch gar nichts für bare Münze nehmen soll. Diesen Fehler hatte ich schon einmal begangen, und damals hätte er mich fast das Leben gekostet. In den drei Jahren, seit ich aus England verschwunden war, hatte ich versucht, alles hinter mir zu lassen und noch einmal von vorn zu beginnen. Genau wie dieser Billy Warren. Aber man kann

seiner Vergangenheit nicht entkommen, und das würde auch Warren bald herausfinden.

Ich erwiderte Tomboys Blick, und eine Weile starrten wir uns schweigend an. Ich überlegte, ob es einen Ausweg gab. Die Möglichkeit, das Geld einzustecken und vielleicht gefälschte Fotos zu präsentieren, damit ich niemanden töten musste. Ich nahm an, Tomboy ging es um nichts anderes als die Kohle.

Trotzdem gab ich ihm die Antwort, die er hören wollte.

»Okay«, sagte ich. »Ich mache es.«

2

Tomboy trank sein Bier aus und bestellte bei Tinas Tochter ein neues. Dann baggerte er sie fünf Minuten lang an. Mit einem Lappen in der Hand lehnte sie am nächsten Tisch und lächelte. Ein Lächeln, das zwar freundlich war, aber nicht wirklich von Herzen kam.

Tomboy sagte Dinge wie, er wette, dass alle Jungs ihr hinterherliefen und was für ein hübsches junges Ding sie sei. Das war sie in der Tat, aber ich schätzte sie auf gerade einmal sechzehn, während Tomboy, wenn meine Erinnerung mich nicht trog, das fast schon biblische Alter von zweiundvierzig erreicht hatte, was dem Ganzen einen Hauch von Geschmacklosigkeit gab. Zwischen Scherzen und Komplimenten zwinkerte er mir hin und wieder zu, doch ich bemerkte die beginnende Verzweiflung, die in seinem Benehmen lag. Er mochte sich einbilden, er albere nur ein bisschen herum, aber wie viele Männer mit verblassendem Aussehen und aufgedunsenen Hüften brauchte er die Bestätigung, noch immer das gewisse Etwas zu besitzen, das die Mädels schwachwerden lässt. Dummerweise hatte er es verloren. Abgesehen von den gut zwanzig Kilo, die er seit seinen Londoner Tagen zugelegt hatte, hatten Whisky und Gin auch deutliche

Spuren in seinem Gesicht hinterlassen. Nase und Wangen waren gerötet und von einem Netz geplatzter Äderchen durchzogen, und die blonde Mähne, die einst sein ganzer Stolz gewesen war, hatte sich reduziert auf ein paar wirr abstehende Strähnen und einen fusseligen Pferdeschwanz.

Doch all das hielt ihn nicht auf. Er fragte das Mädchen, was ihr an Männern am meisten gefiele. »Abgesehen vom Offensichtlichen«, kicherte er.

Immerhin brachte er auch sie zum Kichern. »Ich weiß nicht. Fragen Sie mich nicht solche Dinge.«

»Du solltest es mit einem Multiple-Choice-Test versuchen, Tomboy«, warf ich ein. »Du weißt schon, A: Bierbauch, B: ungehobelter Londoner Akzent, C: rapider Haarausfall. Dann hättest du gleich viel bessere Chancen.«

»Humor«, sagte sie und wirkte plötzlich mit sich selbst zufrieden. »Ich mag Männer mit Humor.«

Tomboy wandte sich zu mir und funkelte mich an. Ich schätze, er wollte es mir mit einem ätzenden Spruch heimzahlen, aber dann fiel ihm ein, dass ich mich gerade bereiterklärt hatte, jemanden umzulegen, und so ließ er es sein.

»Du hast Sinn für Humor, Tomboy«, sagte Tinas Tochter. Zu mir sagte sie es nicht, na gut, ich kannte sie ja auch kaum.

Tomboy grinste. »Danke, Schätzchen.« Doch er hatte das Interesse am Flirten verloren. Wie ein lästiger Zwischenrufer hatte ich ihm seine Nummer versaut.

Er schüttete den Rest seines Bieres in sich hinein und erklärte, er müsse gehen. »Hab was zu erledigen.« Klar,

mit London telefonieren und den Mann, den er Pope nannte, darüber informieren, dass die Sache lief.

Schweigend leerte ich mein Bier und sah wieder den Auslegern in der Bucht nach, nun allerdings ohne die Freude, die ich noch vor ein paar Minuten bei ihrem Anblick empfunden hatte. Ich mochte Tomboy und hatte ihn nicht reizen wollen. Er war ein mächtiger Typ mit einem mächtigen Ego und stets nett zu mir gewesen, seit ich vor drei Jahren in seinem Hotel aufgetaucht war, als Flüchtling, ohne Freunde. Von daher glaubte ich, ich schuldete ihm etwas. Aber jemanden direkt vor der eigenen Tür umzulegen, erschien mir doch ein verdammt hoher Preis.

Das war auch einer der Gründe, weshalb ich mich noch nicht hundertprozentig entschieden hatte, ob ich den Job durchziehen würde oder nicht. Der andere lautete: Ich war kein kaltblütiger Killer. Ich hatte vorher schon Leute umgelegt. Blacklip war einer davon, und vor ihm waren es in England einige gewesen. Bei diesen Jobs hatte ich Leuten das Licht ausgeblasen, die es verdient hatten. Drogenhändler, Kinderschänder, die übelste Sorte Verbrecher. Es waren nicht wirklich viele gewesen, und mein Nebenjob hatte sich auch nie auf meine Arbeit bei der Metropolitan Police ausgewirkt. Folglich nahm ich an, es wäre nicht weiter schlimm. All das änderte sich schlagartig, als ich vor drei Jahren einen unverzeihlichen Fehler beging und drei Männer erschoss. Man hatte mir gesagt, es handle sich um üble Gangster. Dummerweise waren sie das exakte Gegenteil. Das meinte ich eben mit nichts mehr für bare Münze nehmen. Die Leute lügen. Sie lügen und betrügen. Selbst die, denen man meint, trauen zu

können. Aber egal. Die Konsequenz meines Fehlers war, dass ich mich plötzlich auf der Flucht befand; vor der Polizei, vor Interpol und Gott weiß, wem noch. Doch niemand erwischte mich, und nach vielen Umwegen landete ich schließlich auf den Philippinen und ließ mich mit einem Mann ein, der einmal zu meinen zuverlässigsten Informanten gezählt hatte, in einer fernen Zeit, als ich noch auf der Seite von Recht und Ordnung kämpfte und für meine Mitbürger Detective Sergeant Dennis Milne war.

Ursprünglich hatte Tomboy ein Hotel mit Strandbar auf Siquijor besessen, einer kleinen Insel im Süden des philippinischen Inselreichs. Dort hatte ich anfangs für ihn gearbeitet. Als ich damals auftauchte, lief das Geschäft ziemlich gut, doch dann verlegten die islamischen Rebellen um Abu Sayyaf ihre Bombenattentate und Entführungen immer näher an unser kleines Resort, und die Besucherzahlen nahmen rasch ab.

Vor einem Jahr schließlich hatten Tomboy und seine philippinische Frau Angela mit Verlust verkauft, und wir waren nach Norden in die Gegend von Puerto Galera auf Mindoro gezogen, einer großen Insel, die von Manila aus mit einer mehrstündigen Taxi- und Bootsfahrt zu erreichen ist. Hier war deutlich mehr los als im Süden, und es war auch wesentlich sicherer. Wenn man nicht gerade Billy Warren hieß.

Ich zahlte und gab Tinas Tochter fünfzig Peso Trinkgeld, dann trat ich auf den schmalen Gehweg hinaus, Sabangs Ersatz einer Strandpromenade. Dabei stolperte ich fast über eine Horde Dreijähriger, die auf dem Boden

mit einem räudig aussehenden Hündchen spielten. Gemächlich ging ich am Strand entlang, passierte eine Gruppe Einheimischer, die einem Hahnenkampf zusahen, der am Strand vor den Fischerbooten stattfand. Dann bog ich ab und durchquerte die schmutzigen schmalen Gassen der Altstadt. Mein Weg führte mich in die Nähe der windschiefen Buden, an denen rohes Fleisch und Fisch verkauft wurde und vor denen sich die Frauen mit schrillen Stimmen unterhielten. Ich zwängte mich durch Trauben ausgelassener Schulkinder, die in ihren scharf gebügelten Uniformen auf dem Heimweg waren, kam vorbei an billigen Touristenfallen und Stripschuppen, benutzte die hölzernen Stege, die über die dahinplätschernden Abwässer führten, bückte mich unter ein paar über die Straße gespannten Wäscheleinen, nahm Abkürzungen durch die Hinterhöfe fremder Menschen, sah junge Männer geräuschvoll Pool spielen in offenen Spielsalons mit Wellblechdächern. Immer wieder nickte ich Leuten zu, die ich kannte, grüßte sogar einige mit Namen, sog die heiße, stinkende Luft ein und dachte darüber nach, wie sehr ich diesen Ort lieben gelernt hatte. Die vibrierende Atmosphäre, die Hitze, die Freiheit.

Als ich am anderen Ende der Stadt aus dem Gewirr der Gassen auftauchte und wieder auf die Promenade trat, verabschiedete sich die Sonne gerade am Horizont mit einem Kaleidoskop purpur-goldener Farbenspiele.

Es war wunderschön. Ich hätte glücklich sein sollen.

Doch das Einzige, woran ich dachte, war der Flüchtige, der übers Meer kam, und ich fragte mich, ob er derjenige sein würde, der alles zerstörte.

3

Zwei Tage nach dem Treffen mit Tomboy fuhr ich von Sabang nach Puerto Galera. Die Straße war mit Schlaglöchern übersät. Ich hatte eine Pistole eingesteckt und den Kopf voller Gedanken.

East Brucal Street ist eine ruhige und üppig begrünte Seitenstraße von Puerto Galeras geschäftiger Promenade. Das zweigeschossige Hotel California liegt etwa in der Mitte, halb versteckt hinter den Mangobäumen, die das Sträßchen säumen. Im ersten Stock befindet sich ein Terrassenrestaurant, das wunderbar in die Gegend passt. Es gehört einem Vietnamveteranen, und zwar einem von der Sorte, mit dem man besser keinen Streit anfing. Aber Tomboy und er waren freundschaftlich verbunden, und man konnte sich wohl darauf verlassen, dass er nicht allzu genau hinsah, wer alles sein Etablissement bevölkerte. Mit dreihundert Pesos pro Nacht für ein Doppelzimmer mit Bad war es eine gute und preiswerte Wahl. Besonders für Billy Warren, dessen Übernachtung Tomboy im Voraus beglichen hatte.

Es war ein sonniger Freitagnachmittag, halb drei, und die Straße lag in der brütenden Hitze wie ausgestorben vor mir. Auch bei den wenigen weiter die Straße hinauf

abgestellten Autos rührte sich nichts. Ich fuhr etwa zehn Meter am Hotel vorbei und parkte vor einer bizarren Ansammlung rostiger Bleche, die man irgendwie in einen Blumenladen verwandelt hatte. Dann rief ich die Mobilnummer an, die man mir gegeben hatte.

Warren antwortete nach dem fünften Klingeln. »Hallo?«

Er klang neutral, ein wenig heiser vielleicht, aber keineswegs nervös.

»Mein Name ist Mick Kane«, sagte ich und kam direkt zur Sache. »Ich soll Ihnen etwas aushändigen und einige Instruktionen geben. Ich stehe draußen gleich neben dem Hotel. Ein blauer Land Rover. Können Sie runterkommen?«

»Ich habe noch nie einen blauen Land Rover gesehen«, erwiderte er unbestimmt.

»Nun, dann haben Sie jetzt die Gelegenheit. Sie dürfen sogar eine Runde mitfahren. Der Ponderosa Golf Club hat eine hübsche kleine Bar. Fünfzehn Minuten von hier. Da ist es ruhig, und wir können alles Weitere besprechen.«

»Sie wollen mich also zu einer Spritztour überreden, ja?« Er klang misstrauisch, aber auch leicht spöttisch, als wolle er mich wissen lassen, dass er mich durchschaute. »Da sitze ich nun in meiner verlassenen Absteige in einem Land, wo laut BBC ein Menschenleben nichts zählt, und werde prompt von einem Mann, den ich noch nie gesehen habe und der angeblich eine Menge Geld für mich bereithält, eingeladen, mit ihm eine Landpartie zu unternehmen.«

»Hören Sie«, entgegnete ich ungerührt. »Mir ist es egal, wie wir es machen. Ich habe nur den Auftrag, Ihnen den Koffer auszuhändigen und Ihnen ein paar Instruktionen zu geben, die Ihnen den Aufenthalt hier erleichtern werden. Wenn Sie wollen, können Sie herunterkommen, und wir erledigen das Ganze gleich hier. Mir ist das egal. Ich dachte nur, ein Drink wäre vielleicht keine schlechte Idee.«

»Dieser Laden, hat der Aircondition? Ich gehe nirgendwo hin, wo keine Aircondition ist. Nicht in dieser Hitze.«

»Sicher hat er das«, log ich, »und eine schöne Aussicht. Es wird Ihnen gefallen.«

»Wir werden sehen«, sagte er enigmatisch und hängte auf.

Keine Frage, der Mann hielt sich wohl für ausgesprochen clever und wollte mir deutlich unter die Nase reiben, dass er kein Idiot war. Typen wie ihn hatte ich früher dutzendweise kennengelernt. Typen, die glauben, alles besser zu wissen, die überzeugt sind, die Gesetze der Straße zu beherrschen, und glaubten, man könne ihnen nichts vormachen. Aber alle hatten sie eine Schwäche. Man musste nur an der richtigen Stelle bohren.

Fünf Minuten vergingen, ich war schon kurz davor, den Schlauberger noch einmal anzuklingeln, um zu fragen, was für ein Spielchen er da abzuziehen gedachte, da trat er aus dem Hotel und ging ohne sich umzusehen direkt auf den Land Rover zu. Das hieß, er musste ihn bereits vom Hotelfenster aus beobachtet haben. Punkt für ihn. Ich hätte an seiner Stelle dasselbe getan. Er trug

ein kurzärmliges weißes Polohemd und Jeans, war weder übermäßig groß noch klein und etwa Mitte vierzig. Er hatte kurz geschnittenes schwarzes Haar und einen Schnauzer, der dem Bogen seines Mundes folgte und überhaupt nicht zu ihm passte. Er wirkte muskulös, was darauf hindeutete, dass er regelmäßig ins Studio ging. An seinem Gesicht war nichts Auffälliges, außer vielleicht, dass er durchaus den Eindruck machte, als komme er schon alleine klar.

Während ich im Rückspiegel beobachtete, wie er sich näherte, musste ich ein Lächeln unterdrücken. Der Mann, den ich als Billy West kannte, hatte also den Namen geändert. Zum Teil zumindest. Ich war ihm seit mindestens zehn Jahren nicht mehr begegnet, aber er schien sich kaum verändert zu haben. Mit Ausnahme des Schnauzers natürlich, denn der war in dieser Version neu und schien zu seiner Tarnung zu gehören.

Denn eigentlich war der aalglatte Slippery Billy West, soweit ich zurückdenken konnte, immer auf der Flucht. Der Mann hatte sein ganzes Leben damit verbracht, sich den Mühlen der Justiz zu entziehen, und dabei überwiegend Erfolg gehabt, besonders was die Gelegenheiten anging, bei denen ich hinter ihm her war.

Zum ersten Mal war er mir ungefähr 1991 in London über den Weg gelaufen, als meine Kollegen und ich ihn wegen des Verdachts auf Waffenhandel observierten. West war ein ehemaliger Soldat, der in Nordirland gedient hatte, aber vor dem Kriegsgericht gelandet war, als er und ein anderes Mitglied seiner Einheit einen Panzerspähwagen der Armee überfallen hatten, der die Gehälter

einer in Londonderry stationierten Kompanie transportierte. Offenbar war das aber auch das einzige Mal, dass man ihm etwas nachweisen konnte und er für einige Jahre im Knast landete.

Wegen der Waffengeschichte überwachten wir ihn damals fast einen Monat lang, und als wir zuschlugen und das Schließfach durchsuchten, das er gerade öffnete, förderten wir eine AK-47 und drei Pistolen zutage. Doch vor Gericht erklärte Slippery Bill, nichts von den Waffen gewusst zu haben, und verteidigte sich mit dem Hinweis, nicht der Einzige zu sein, der einen Schlüssel zu dem Depot besaß. Was der Wahrheit entsprach, denn zwei seiner Cousins, die er gelegentlich beschäftigte, besaßen ebenfalls Schlüssel, und so wurde er freigesprochen, weil nicht eindeutig bewiesen werden konnte, dass die Waffen tatsächlich ihm gehörten, zumal wir auch keine Fingerabdrücke hatten sicherstellen können.

Ein paar Jahre später hatte ich wieder Ärger mit ihm, als ich auf den Hinweis eines Informanten hin seine Wohnung in King's Cross durchsuchen ließ, wo wir eine bedeutende Menge Kokain vermuteten. Unser Pech war, dass der Hund nicht nur die Wohnungstür massiv gesichert hatte, sondern schlauerweise auch die zum Badezimmer. Denn bis wir mit einiger Mühe die Eingangstür aufgebrochen hatten, hatte er sich mit dem Kokain längst ins Badezimmer eingeschlossen. Ich erinnere mich noch gut, wie wütend und frustriert wir waren, als wir versuchten, die Tür aufzubrechen, während er drinnen in aller Ruhe das Pulver hinunterspülte. Das Schlimmste war: Wir konnten die Toilettenspülung rauschen hören.

Und ihn, wie er munter vor sich hin pfiff, als wäre die gewaltsame Durchsuchung seiner Wohnung die natürlichste Sache der Welt.

Nach fünf heftigen Schlägen mit dem Rammbock hatten wir endlich die Tür aufgebrochen und fanden ihn gut gelaunt auf dem Klo sitzend, die Hosen um die Knöchel und ein Exemplar der SUN in der Hand. Und als wolle er jeden Zweifel an der Authentizität seines Tuns ausräumen, schaffte er es sogar, zur Begrüßung laut zu furzen, ehe er mich mit einem fröhlichen »Guten Morgen, DS Milne, ich habe mich schon gefragt, was der ganze Krach zu bedeuten hat« willkommen hieß. So war er. Tolldreist und unverschämt.

Alles, was von dem vermuteten halben Kilo Kokain übrig geblieben war, waren fünf Plastikbeutel, die gerade noch so viele Spuren enthielten, dass er mit einer Geldstrafe von 200 Pfund belegt wurde.

Drei Wochen später wurde Karl Nash, ein ehemaliger Geschäftspartner von West und der Mann, der uns den entscheidenden Hinweis gegeben hatte, tot in seiner Wohnung in Islington aufgefunden. Zunächst sah alles nach einer Überdosis Heroin aus, aber laut der Autopsie war er erstickt worden.

Natürlich gab es einen Hauptverdächtigen. Nash und Slippery Bill hatten sich in aller Öffentlichkeit zerstritten, doch obwohl West festgenommen und verhört wurde, konnten die Kollegen nichts finden, was ihn mit dem Mord in Verbindung brachte.

Trotzdem muss er damals gespürt haben, dass seine Zeit ablief, und kurz darauf verschwand er still und leise

aus der Szene. Seitdem hatte ich nie wieder etwas von ihm gesehen oder gehört.

Bis heute.

Ich fragte mich, ob er mich wiedererkennen würde. Immerhin hatten wir – wenn auch unfreiwillig – einige Zeit miteinander verbracht.

Als er ans Auto trat, sah ich, wie er beiläufig auf den Rücksitz blickte, um sicherzugehen, dass dort niemand lauerte, der ihn erwürgen konnte. Dann öffnete er die Tür und stieg ein.

»Mick Kane«, sagte ich und reichte ihm die Hand.

Er schüttelte sie, sein Griff war unerwartet lasch. Dann sah er mir in die Augen. »Billy Warren.«

Ein paar Sekunden lang geschah gar nichts, er wandte sich sogar bereits wieder nach vorn, doch dann fuhr er herum und musterte mich erneut.

»Was ist?«, fragte ich.

Ein wissendes Grinsen machte sich auf seinem Gesicht breit.

»Leck mich am Arsch, das darf nicht wahr sein. Dennis Milne. Scheiße, du hast dich aber verändert, hast dir ein bisschen die Fresse operieren lassen, du eitler Sack?«

So viel zu meiner Tarnung. »Ich konnte mich ja wohl schlecht mit meinem richtigen Namen melden, oder?«, sagte ich und ignorierte seine Frage.

»Verdammt richtig. Ich wäre nie runtergekommen. Bei dir weiß man doch nicht, ob du mich verpfeifen oder gleich abknallen willst.« Immer noch grinsend schüttelte er den Kopf. »Scheiße auch, die Welt ist klein. Und voller

Überraschungen. Wer hätte das gedacht. Der Bulle, der sich den Arsch aufgerissen hat, um mich einzubuchten. Weil ich – wie waren noch mal deine genauen Worte, Dennis? – ein ›mieses Schwein sei, das bekommen würde, was es verdient‹. So etwa hast du's gesagt. Und dann stellt sich heraus, dass der Bulle, der mich derartig beschimpft hat, ein Massenmörder ist.«

Seine Tirade war voller Spott, aber plötzlich wurde er ernst, und seine grauen Augen verengten sich. »Du hast doch nicht vor, mich hier abzuknallen, Dennis? Du hast die Kohle doch mitgebracht.«

»Im Gegensatz zu dir, Slippery, habe ich noch Moralvorstellungen. Ich habe nur Leute umgelegt, die es verdient hatten. Und wenn ich gute Gründe dafür hatte.«

»Ach, und die Beamten vom Zoll?«

»Das war ein Fehler, den ich nicht zweimal machen werde. Ich fühle mich wohl hier. Ich muss die Dinge nicht verkomplizieren, indem ich die alten Gewohnheiten wiederaufnehme.«

Ich ließ den Motor an, legte den Gang ein und fuhr los.

Er beobachtete mich weiter misstrauisch. Offensichtlich war er nicht völlig überzeugt.

»Ich wette, du hast immer gedacht, ich würde es verdienen.«

»Hab ich«, gestand ich. »Und tue ich noch. Aber als ich vorhin hierherkam, bin ich nicht davon ausgegangen, dich zu treffen. Man könnte es eine gelungene Überraschung nennen.«

»Allerdings«, erwiderte er, zog eine Packung Marlboro heraus und hielt sie mir hin. »Willst du eine?«

»Nein danke. Ich habe aufgehört. Schon vor einiger Zeit.«

»Und? Wo ist der Koffer?«

»Hinten drin. Auf den Philippinen fährst du nicht mit einem Koffer voller Geld auf dem Beifahrersitz herum. Außer du willst, dass er dir abgenommen wird.«

Er nickte und schien die Erklärung zu akzeptieren.

Wir bogen von der East Brucal in das Chaos der Concepcion Street ein, das dröhnende, abgasgeschwängerte und staubige Herz von Puerto Galera. Der Verkehr war wie üblich dicht, auf der holprigen Straße drängten sich alle möglichen exotischen Fahrzeuge. Schwerfällige buntlackierte Busse, die sogenannten Jeepneys, an die sich Trauben von Menschen klammern, die jede Stütze und jeden Griff ausnutzen. Winzige Mopeds mit überdachten Beiwagen, in denen sich oft drei Generationen einer Familie fortbewegen, alte zerbeulte amerikanische Buicks und Fords sowie nagelneue Motorräder, schwere Maschinen, auf denen halbnackte, helmlose und garantiert nicht versicherte Europäer ihre philippinischen Freundinnen spazieren fahren. Alle hupen lautstark durcheinander, als würde ihre Männlichkeit davon abhängen, gehört zu werden. Und keiner kam schneller voran als die Fußgänger, die sich am Straßenrand entlangschlängelten und zu ersticken drohten.

Slippery riss ein Streichholz an und zündete seine Zigarette an. Er kurbelte die Scheibe hinunter und ließ eine übelriechende Abgaswolke herein. Er warf das Streichholz hinaus und schloss sofort wieder das Fenster. »Himmel«, entfuhr es ihm. »Ist das hier immer so?«

»Immer wie?«

Er machte eine weitausholende Geste. »Immer so. Heiß, laut, stinkend.«

»Man gewöhnt sich dran«, antwortete ich und fragte mich dabei, ob ich ihm die Chance dazu geben würde. Er hatte Recht gehabt, als er mir unterstellte, ich wünschte ihm den Tod. Er war fast sicher ein Mörder ohne Gewissen, und nur sehr wenig sprach für ihn. Doch wenn es eine Möglichkeit gab, einen Mord zu vermeiden und trotzdem an unser Geld zu kommen, wäre ich bereit, sie zu nutzen. Und niemand, mit Ausnahme von Slippery und mir, würde je die Wahrheit erfahren.

»Wie lange bist du eigentlich hier?«, fragte er und blies den Rauch gegen die Windschutzscheibe. »Die ganze Zeit schon? Seit du abgetaucht bist?«

»Fast.«

»Weißt du, als ich gelesen habe, was du verbrochen hast, wollte ich es kaum glauben. Echt nicht. Ich dachte immer, du gehörtest zu den guten Jungs. Du warst wohl ein verdammt guter Lügner.«

Ich wusste, dass das Arschloch mir um den Bart ging. Aber ich ließ es dabei bewenden. »Slippery«, sagte ich und ging auf seine Tour ein, »in Sachen Lügen kann ich es auch nicht ansatzweise mit dir aufnehmen. Ich schätze, du hast mir nur ein einziges Mal die Wahrheit gesagt, und zwar, als du zugegeben hast, dass du Billy West bist. Und selbst den Namen hast du jetzt geändert. Zur Hälfte zumindest. Was ist passiert? Hattest du Angst, du kannst ihn dir nicht merken, wenn du auch den Vornamen änderst?«

»Man muss den Ball flach halten, es hat keinen Sinn, die Dinge unnötig zu verkomplizieren.«

Seine Stimme klang gelassen, allerdings glaubte ich, eine leichte Genervtheit herauszuhören. Offenbar hatte ich ihn ein bisschen geärgert. Was mir durchaus passte. »Und was soll diese Scheiße von wegen Slippery?«

»Weißt du nicht mehr? So haben wir dich im CID immer genannt. Slippery Billy West. Weil du so ein aalglatter Schleimer warst, der sich aus allem herausgewunden hat.«

Billy schnaubte laut und abfällig.

»Ach ja? Und bist du nicht aalglatt? Wie viele Leute hast du kaltgemacht? Sechs? Sieben? Und da sitzt du, hübsch gebräunt und lebst wie Gott in Frankreich. Junge, Junge, du hast dich mindestens genauso herausgewunden wie ich, tu bloß nicht so, als wär es anders.«

Ich sagte nichts mehr, und wir schwiegen, während wir uns an der Abzweigung zum Hafen vorbei durch den Stau quälten, bis wir die andere Seite von Puerto Galera erreichten und endlich etwas besser vorankamen. Die Straße hier war relativ frisch asphaltiert, es war die beste im Norden der Insel, und bald hatte ich die dahinkriechenden Jeepneys überholt und konnte zügiger fahren. Rechts unter uns tauchte das Meer auf, durch ein Kokospalmenwäldchen glitzerte es himmelblau, doch schnell wurde der Blick wieder durch eine Ansammlung primitiver Blech- und Holzhütten verstellt. Auf den Philippinen ist man immer nur einen kleinen Schritt vom absoluten Elend entfernt.

»Okay«, sagte ich schließlich. »Du weißt also, warum

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Simon Kernick

Fürchtet mich
Thriller

eBook
ISBN: 978-3-641-16097-5

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2015

Ein guter Tag zum Sterben

Ein paradiesischer Tag auf den Philippinen. Dennis Milne, Londoner Ex-Cop, wollte eigentlich nicht mehr töten. Aber das Schicksal hat anders entschieden. In einer abgelegenen Schlucht erschießt er den Mörder seines Freundes: präzise, gnadenlos. Doch das ist erst der Anfang seines Rachefeldzugs. Um an die Hintermänner zu gelangen, die seinen Freund auf dem Gewissen haben, muss Milne zurück nach London: ein Selbstmordkommando jenseits aller Grenzen.